

# Bis zuletzt Watsch'n für die Mächtigen

**Nachruf** Er war der politische Kabarettist schlechthin. Nun ist Dieter Hildebrandt mit 86 Jahren gestorben. Von Adrienne Braun

Jetzt haben sie ihn endlich los. Wie oft wollte man Dieter Hildebrandt den Mund verbieten, ihn absetzen, rauswerfen, zum Schweigen bringen. Wenn er in der ZDF-Reihe „Notizen aus der Provinz“ seine Pointen verbreitete, protestierte die CSU – bis Hildebrandt endlich eine Sendepause verordnet wurde. Als er die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl kommentierte mit Sätzen wie „Vor Jahrzehnten hat man schon gesagt: Die Russen kommen. Jetzt sind sie da“ – drehte ihm der Bayerische Rundfunk kurzerhand den Saft ab. Dieser linke Schmutzfink hatte viele Feinde. Er sprühte immer deutlicher die Kluft zwischen den Generationen, zwischen Kabarett und Comedy, zwischen geistreicher Unterhaltung und Programmen, bei denen der Unterhaltungswert steige, „je mehr die anderen Leute in der Scheiße stecken“.

Gestern ist Dieter Hildebrandt gestorben, das „wache Gewissen der Nation“, wie der SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel ihn nannte. Schon im Sommer soll er die Diagnose Prostatakrebs erhalten haben. Aber der 86-Jährige hat sich nie leicht unterkriegen lassen – und wollte auch vor der Krankheit nicht kapitulieren. Auf seiner Homepage hat Hildebrandt noch voller Zuversicht eine Zeichnung veröffentlicht, die ihn lachend vor einem Krankenhaus zeigt. „Ich muss mal . . .“, heißt es in der Sprechblase, „. . . zur Reparatur.“

Mit Dieter Hildebrandt ist nicht einfach einer gestorben, dessen Passion es war, Politiker abzuwatschen, Hiebe zu verteilen, Hämme zu vergießen. Hildebrandt war Deutschlands prominentester Kabarettist, er war der Inbegriff des politischen Kabaretts schlechthin, er war einer, dem es bierernst war mit der Kritik an Mächtigen und Machtmissbrauchern, allen voran an Franz Josef Strauß, welcher ihm „politische Giftmischerei“ vorwarf. Helmut Kohl hielt er für den ersten Kanzler, der „zu uns passt“. „Helmut Schmidt hat den Oberlehrer gespielt, Helmut Kohl den Hausmeister.“ Er machte sich über Boris Becker, den „Aufschlagneurotiker“, lustig und mokierte sich über die DDR, den „Egon und sein ZK – Zitterkombinat“.

Die großen Zeiten des deutschen Kabarett sind mit dem Namen Hildebrandt verbunden. Er hat 1956 die legendäre Münchner Lach- und Schießgesellschaft mitbegründet. Er trat in den siebziger Jahren in „Notizen aus der Provinz“ auf und war mehr als zwanzig Jahre in der ARD in der Kabarettsendung „Scheibenwischer“ zu sehen. Hildebrandt gehörte so verlässlich zum deutschen Fernsehen wie Wim Thoelke oder Hanns Joachim Friedrichs.

Es fiel Hildebrandt nicht leicht, sich vom Erfolg zu verabschieden. Er kommentierte es zwar stets selbstironisch, aber es kränkte ihn, dass die jungen Journalisten vor dem Interview fragten, wie er heiße – „und den Namen dann doch falsch schreiben“. Überhaupt: die Journalisten. An ihnen hat sich Hildebrandt zeitlebens abgearbeitet. Er konnte selbst hieb- und stichsicher austeilen, aber nicht halb so gut einstecken. Es hat ihn hart getroffen, wenn ihn einer als „Ajatollah Chomeini des Kabaretts“ bezeichnete oder ihm vorwarf, dass er nur Schwarz und Weiß kenne. In den vergangenen Jahren ließen die Attacken nach, aber jetzt hatte er den Eindruck, dass die Kritiker ihn mit einem anderen verwechselten. „Und die jungen Kritiker nehmen mich überhaupt nicht mehr wahr.“

Offensichtlich interessiert sich diese neue Generation vielleicht noch für Politik, aber sicher nicht mehr für klassisches politisches Kabarett. Es werde zum „Minderheitenprogramm“, quittierte Hildebrandt bitter. Er spürte immer deutlicher die Kluft zwischen den Generationen, zwischen Kabarett und Comedy, zwischen geistreicher Unterhaltung und Programmen, bei denen der Unterhaltungswert steige, „je mehr die anderen Leute in der Scheiße stecken“.

In einer Nummer über eine Lachfakultät, bei der man sich zum „Diplom-Zuschauer“ ausbilden lassen konnte, hat Hildebrandt auch die Zuschauer karikiert – und unterschied zwischen „gemeinem Studiojubel“, „Spontankreischern, die Sie bei den Comedys hören“ und „grundlos lachen und das zwei Stunden lang“. Er habe an sich nichts gegen Comedy, sagte Hildebrandt. „Aber gut und schlecht kann man unterscheiden.“

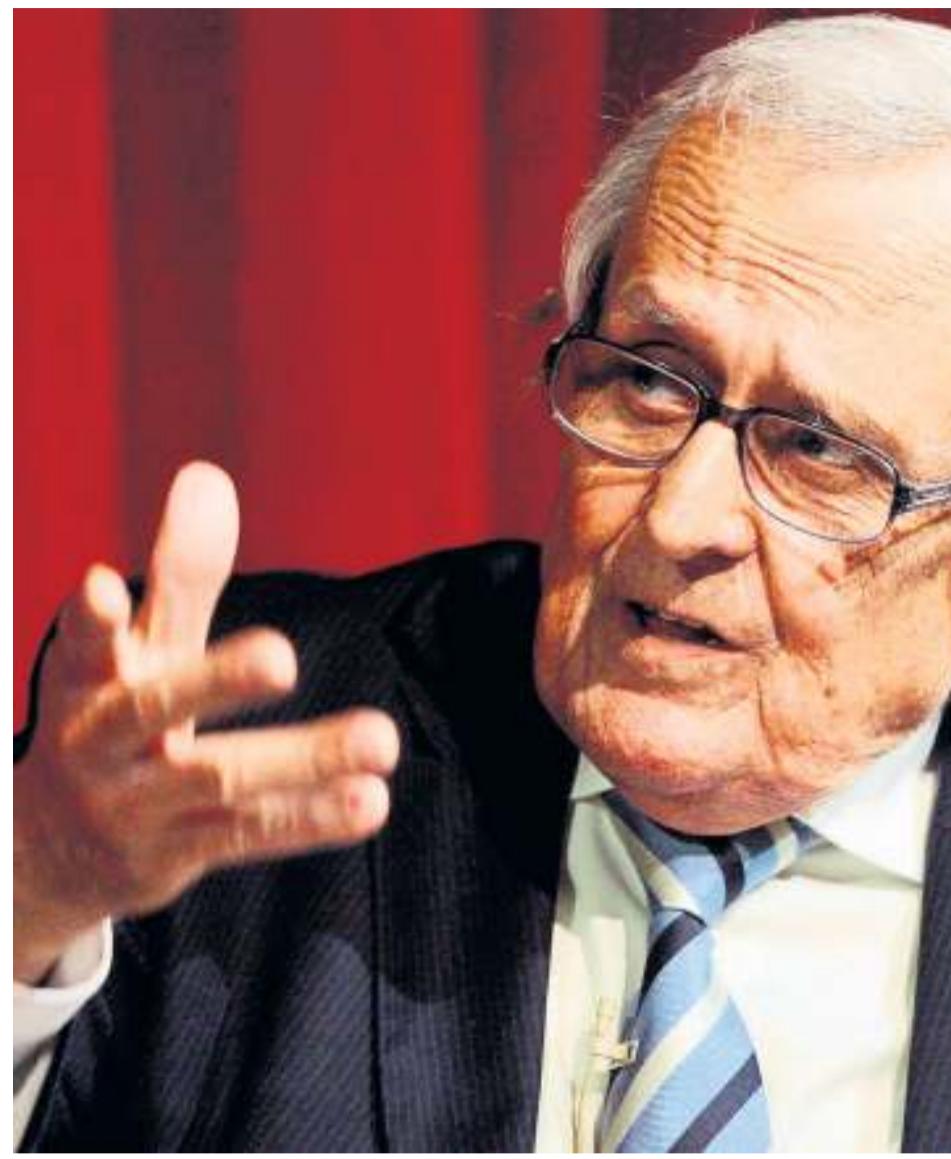
Gut, das stand für Hildebrandt außer Frage, war das Kritische, waren die scharfzüngigen Analysen von Politik und Gesellschaft. Er aktualisierte bei seinen Soloauftitten quasi täglich die Nummern. Auch in den vergangenen Jahren ist Dieter Hildebrandt noch ganz klassisch getingelt, war mit seinen Soloprogrammen mehrere Monate auf Tournee und gönnte sich daheim bei seiner Frau in München-Waldperlach nur Pausen, „um das Gerüst auszuruhnen“. 2014 hätte es so weitergehen sollen wie in all den Jahren. Bis Ende März war er bereits

ausgebucht: Duisburg, Bocholt, München, Feucht, Nürnberg, Trudering.

„Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zielen . . . dem lieben Gott zum Hals heraus“ – ist einer von Hildebrands unzähligen Sätzen, bei denen stets Selbstironie mitklang. Er wollte schließlich selbst hoch hinaus. Ihn, den in Schlesien auf dem Land groß geworden war, drängte es ins Rampenlicht. Er, der von einem Bauernhof kam, machte das Abitur, studierte Theaterwissenschaften und Literatur in München. Am Münchner Residenztheater legte er die Prüfung der Schauspieler-Genossenschaft ab. Das war vor sechzig Jahren.

Die eigentlichen Weichen aberstellten sich für Hildebrandt durch einen Studentenjob: Er war Platzanweiser in der „Kleinen Freiheit“, dem ersten, sehr erfolgreichen Nachkriegskabarett von Trude Kolman. Hier lernte er Erich Kästner kennen und sein großes Vorbild Werner Finck. 1955 gründete Hildebrandt mit Studienkollegen schließlich ein eigenes Studentenkabarett: „Die Namenlosen“.

Mehr als fünfzig Jahre hat Dieter Hildebrandt Texte geschrieben – und trotzdem sind ihm nie die Pointen ausgegangen. „Witze sind da wie Steine“, erzählte er vor seinem letzten großen Auftritt im Stuttgarter Renitenztheater, „die findet man auf der Straße“. Wobei er seine Themen vor allem bei der täglichen Zeitungslektüre fand und bei den Fernsehnachrichten. Während der Comedydachwuchs heute vor allem um den Geschlechterkrieg kreist und sich mit Hingabe dem schwierigen Miteinander von Frau und Mann mit oder ohne Kind widmet, hat Hildebrandt sich immer dem aktuellen Zeitgeschehen verschrieben und den Auswüchsen der Tagespolitik. Er war eben auch ein Mahner, einer, der dieses Land



Deutschlands bekanntester Kabarettist Dieter Hildebrandt hat nicht nur Franz Xaver Kroetz (Bild Mitte, links) in den Schwitzkasten genommen. Schon 1964 stand er bei der Münchner Lach- und Schießgesellschaft auf der Bühne (Mitte rechts) und witzelte viele Jahre später gemeinsam mit Bruno Jonas (unten) in der Sendung „Scheibenwischer“. Fotos: dpa

besser machen wollte und für den Demokratie und Frieden nicht selbstverständlich waren. Er war als 16-Jähriger Flakhelfer – und überlebte nur knapp.

Manche sahen in Dietrich Hildebrandt nur den Sozi, weil er aus seiner Sympathie für die SPD nie ein Hehl machte und mit ihr „milift“: Er war kein Charakterkopf, sondern wirkte vor der Kamera oft etwas spröde, war im Privaten aber ein sehr feiner

Herr von der alten Schule, eloquent, gebildet, höflich und mit besten Manieren. Er ging oft und gern ins Fußballstadion und ins Theater. Vor allem aber hat er bis zuletzt passioniert geschrieben – ob Bücher oder für die Bühne. Einer seiner letzten Texte klingt wie eine Vorahnung: „Beim Überfliegen der vorgemerkten Tagesaktivitäten stockte ich: Bank. Notar. Urologe. Friedhof. Es erschien mir zu folgerichtig.“

## Ein letzter Anruf bei den Eltern

**NSU-Prozess** Die Mutter von Uwe Böhnhardt dankt Beate Zschäpe vor Gericht für ein Telefonat nach dem Tod ihres Sohnes. Von Mirko Weber

In der Vernehmung von Brigitte Böhnhardt, so selbstbezogen und objektiv abwegig sie teilweise argumentiert, zeigen sich die verschiedenen Gesichter der jüngeren deutsch-deutschen Geschichte: DDR-Welt, Übergangszeit, neue Welt.

Schon über einen Tag lang befragt, möchte sie am Mittwoch zunächst nicht darüber sprechen, was das Verhältnis vom „kleinen Uwe“ Böhnhardt zu seinem älteren, 1988 unter ungeklärten Umständen verstorbenen Bruder Peter betrifft (er lag damals leblos vor der Haustür in Jena). „Das würde mich zu sehr belasten. „Wen interessiert das“, fragt sie. „Das Gericht“, antwortet Manfred Götzl, der Vorsitzende Richter. Er baut ein paar Gesprächsrücken: „Sie sind selbst Pädagogin. Sie können sich ausdrücken.“ Die Verteidigung von Beate Zschäpe springt Böhnhardt bei.

Die Öffentlichkeit solle ausgeschlossen werden. Böhnhardt windet sich. Dann sagt sie: „Kürzen wir das ab“ und erzählt.

Böhnhardts sind fleißig, der Mann ist Ingenieur bei Schott, Jena. Sie haben eine Vierzimmerwohnung, „es ging uns gut“. Nach der Geburt zweier Söhne wünscht Frau Böhnhardt sich Ende der siebziger Jahre „noch ein Mädchen“. Es wird ein Junge. „Ich konnte mich hundert Pro auf die Großen verlassen, die haben den Uwe überallhin mitgeschleppt.“ Die Älteren sind bereits Schulkinder. Peter, der Zweitegeborene, und Uwe haben ein „inniges Verhältnis“. Gewalt in der Erziehung wird „immer abgelehnt“, der Umgangston ist „höflich“. Herr Böhnhardt ist „stolz auf seine drei Jungen“. Dann kam das „traumatische Ereignis“, Peters Tod. Uwe habe gelitten, wurde schlecht in der Schule. Aber er „durft

te weinen, durfte trauern“. Als er sich – Mitte der neunziger Jahre und nach seinem Scheitern in der Schule – am älteren, „sehr belesenen“ Uwe Mundlos orientiert, geben die Eltern Böhnhardt zu erkennen, dass sie dessen politische Meinung nicht teilen.

Uwe „plapperte alles nach“, sagt seine Mutter. Richter Götzl hätte es gerne „plastischer“. Frau Böhnhardt erinnert sich nicht genauer. Abschweifend lastet sie das Entstehen der Rechten in der Post-DDR-Zeit „Altnazis“ und „Altkadern aus dem Westen“ an. Jedenfalls klingelt Uwe Mundlos nur noch unten und kommt nicht mehr hoch in die Wohnung. „Schuld“ an den „Verirrungen“ ihres Sohnes wolle sie ihm nicht geben, sagt Böhnhardt. Sie habe gewusst, was sie nicht möchte: Springerstiefel, Bomberjacke und seine „Glorifizierung von Offizieren“. Brigitte Böhnhardt konnte sich nicht vorstellen, dass man als „Kind der DDR“ solchen „Schwachsinn“ nachredet, den Uwe Mundlos erzählt.

Beate Zschäpe hat Brigitte Böhnhardt gern gehabt. Zschäpe und ihr Sohn seien

„verliebt gewesen“, er sei dann nicht mehr „so spinnert“ herumgelaufen. Sie dachte, er sei „in guten Händen“. Bis zum letzten Treffen, 2002, war sie überzeugt, „dass die beiden ein Paar sind“. Am Tag, nachdem Uwe Böhnhardt Uwe Mundlos erschießt (und dann sich selber), am 5. November 2011, ruft Zschäpe bei Böhnhardts an, die noch schlafen. Sie sagt: „Hier ist Beate.“ Böhnhardt fragt: „Welche Beate?“ Zschäpe sagt: „Uwes Beate.“ Und dann: „Der Uwe kommt nicht mehr“ und dass er seine Eltern „geliebt“ habe. Frau Böhnhardt meint, „Beate hat bestimmt unter Schock gestanden“, sie beugt sich Richtung Zschäpe vor: „Danke, dass du's trotzdem gemacht hast.“

Zschäpe muss sich beherrschen. Böhnhardt ergänzt, Zschäpe habe im Auftrag angerufen. Was voraussetzte, dass Zschäpe informiert war über die Aktivitäten von Mundlos und Böhnhardt. Das ist das, was die Bundesanwaltschaft behauptet. Böhnhardt endet mit der Feststellung, dass sie die Opferfamilien „wohl am besten verstehen“ könne. Alles tue ihr „unendlich leid“.

## Unterpunkte der Nebenaspekte

**Atomgespräche** Das Problem mit dem Iran wird in Genf auch dieses Mal nicht gelöst werden. Von Christian Gottschalk

Es ist in der Geschichte des Atomstreites mit Teheran schon eine Nachricht, wenn der britische Premier mit dem iranischen Präsidenten telefoniert. Die Leitung war zuvor schließlich zehn Jahre tot. Für die Atmosphäre ist das gut, in der Sache ändert sich nichts. So wie sich bei den Gesprächen in Genf kaum etwas bei den vier Kernproblemen ändert wird – weder bei der Einstellung der Urananreicherung auf 20 Prozent noch bei der Reduktion des bisherigen iranischen Bestands. Die Zukunft des Schwerwasserreaktors in Arak wird so ungewiss bleiben wie die Aufsicht der iranischen Atomanlagen. Gesprochen wird derzeit noch über Unterpunkte der Nebenaspekte. Allerdings: die Lage ist so verfahren, das Vertrauen so zerstört, dass auch da erst einmal Einigung erzielt werden muss. Und dafür ist eine angemahnte Atmosphäre durchaus zuträglich.

Dafür, dass die Geschichte des Atomstreits noch auf unabsehbare Zeit weitergeht, ist zum einen natürlich der Iran verantwortlich. Den schönen Worten des neuen Präsidenten sind noch keine auch nur annähernd so schönen Taten gefolgt. Und wenn sie denn nun kämen, steht mit den USA ein neuer Problemfall bereit. Präsident und Kongress sind sich völlig uneins, wie es in der Sache weiterzugehen hat. Um das Sanktionsregime zu variieren, wäre Einigkeit dringend notwendig.

## Reformdruck

**Kliniken** Die Krankenhäuser geraten in Not. Sie rufen nach mehr Geld. Doch damit ist es nicht getan. Von Michael Trauthig

Daß eine Lobbygruppe wie die Krankenhausgesellschaft mehr Geld von der Politik fordert, gehört quasi zu ihrer Aufgabenbeschreibung. Auch dass ihr Ruf just zu einer Zeit ertönt, die die künftigen Koalitionäre ihren Kurs abstecken, entspricht der Routine. Insofern liegt es nahe, über die seit Jahren wiederholte Klage der Kliniken leichter Hand hinwegzugehen. Doch das wäre fahrlässig angesichts einer sich zusätzlichen Lage. Wenn mehr als 50 Prozent der Einrichtungen rote Zahlen schreiben, vielerorts Krankenhäuser dicht machen oder fusionieren müssen, dann ist etwas faul im System. Folglich reicht es nicht, nur mehr Mittel fließen zu lassen – was ohnehin seit Langem geschieht. Vielmehr führt an großen Reformen wohl kein Weg vorbei.

Die Vorschläge von Gesundheitsökonomen dafür klingen plausibel: Sie fordern, dass sich die Kliniken stärker spezialisieren und seltener Komplettangebote machen. Das würde oft die Qualität steigern und die Kosten senken. Eine derartige Verbesserung versprechen auch Versorgungsverträge, die Krankenkassen mit einzelnen Kliniken für bestimmte Operationen abschließen möchten. Nicht zuletzt müsste die nicht mehr funktionierende Mischfinanzierung der Häuser durch Kassen und Länder beendet werden. Doch für einen so großen Wurf fehlt der Politik wohl der Mut.

## Unten rechts

## Bahn-Drohnen

Jetzt hat auch die Deutsche Bahn ihre Drohnen. Ursprünglich sollten die Flugkörper nachtaktive Vandalen auf Abstellgleisen aufspüren. Leider bekommen sie keine Erlaubnis für Nachtflüge. Das ist nicht überraschend, denn auch die meisten Züge können aufgrund technischer Mängel weder nachts noch bei Nebel, Hitze, Kälte oder an ungeraden Feiertagen nach Neumond fahren. Bitter für die Bahn, denn man hatte durch die Ausweitung der Geschäftstätigkeit in die dritte Dimension im Winter auf bombige Schlagzeilen gehofft. In der Luft gibt es schließlich keine vereisten Weichen, man braucht keine Klimaanlagen und kein Servicepersonal, das in einem versehentlich abgehangten Waggon in Brandenburg herumsteht.

Die Bahn wollte die Drohnen zunächst im Regionalverkehr einsetzen, wo sie elegant über verrostete Gleise und kaputte Signalanlagen fliegen. Allerdings weigerten sich viele Flugkörper, auf Kleinbahnhöfen zu landen, weil diese dunkel sind und im Sanitärbereich gegen die Genfer Menschenrechtskonvention verstossen. Daran werde mit Hochdruck gearbeitet, heißt es bei der Bahn, alles werde bald blitzblank sein. Meldungen, die Drohnen dürften in der Zwischenzeit auf Demutsbettler im Bahnhofsgebiet Raketen abfeuern, seien dagegen Spekulation. Martin Gerstner